

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 30 (1926-1927)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Ernst Zahn : zum 60. Geburtstag  
**Autor:** Spiero, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664723>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**Ernst Zahn.**

Zum 60. Geburtstag (24. Januar 1927).

Von Dr. H. Spiero.

In seiner 86 Seiten starken Broschüre: „Ernst Zahn, das Werk und der Dichter“ widmet Heinrich Spiero (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927) dem fruchtbarsten schweizerischen Schriftsteller, dessen Schaffen sich immer noch in aufsteigender Linie bewegt, folgende Schlußbetrachtung:

Die zwanzig Bände gesammelter Werke von Ernst Zahn (die erste Reihe erschien 1910, die zweite 1925) umschließen noch nicht den ganzen Reichtum seiner Dichtung. Manches steht vereinzelt daneben, und die Erzählungen der letzten Jahre sind der Sammlung nicht eingegliedert. Neuere Novellenkreise, wie „Uralters Lied“ (1914), „Der sinkende Tag“ (1920), „Licht“ (1922) bezeugen in engerer Spiegelung die Mehrfältigkeit dieser Kunst. Wenn ihr der Humor versagt ist, so gewinnt Zahn doch mit zunehmenden Jahren die lebenswerte Fähigkeit eines humornahen, weisen Lächelns, wie in der reizenden Erzählung vom „Förderkorb“, die den zuletzt genannten Novellenband einleitet und ihm sogleich die Tonart verleiht.

In seinen Romanen verengt er allgemach Schauplatz und Personenkreis. Es ist dieselbe Flur, die gleiche Stadt, darin die Begebnisse sich abspielen, aber die zuständige Breite der „Clari-Marie“, des „Lukas Hochstraßer“, gar des „Albin Jndergand“, wird nicht mehr ausgeschraffiert, sondern mit wenigen Strichen und Farhentupfen hineinkomponiert. Insbesondere die Erzählung „Nacht“ (1917) ist wie in einer Kamera geschaffen und umschlossen, in die das Licht durch eine einzige Öffnung fällt, um so seine ganze Leucht- und Wärmekraft im kleinsten Raume fruchtbar zu entfalten. Hier sind drei alte Geschlechter mit dem Blutserbe langer Vergangenheit unter sich, und ohne besondere Unterstreichung empfinden wir die stärkste Reaktion dieser Menschen auf jeden Eindruck und jede Leidenschaft zugleich als ein Stück überkommener Gnade und Last. Diese Feinsüßigkeit steigert sich in der Erbblindenden und Erbblindeten des Kreises zum Höchsten. Sie weiß den Gatten an die gesunde, jüngere Schwester hingleiten, und gegenseitiger Verzicht löst das Unheilsgewirr von dem überschatteten Hause. „Eine aber war blind und wußte mehr als andere,“ heißt es von Spes Tschurner, und

weiter, mit einem überzeugenden Bilde: „Sie kämpfte mit aller Macht gegen das Körper gewordene Lauschen, das in ihr war.“ In derselben, vom Ausmaß der Erzählung niemals überschrittenen Umgebung erleben wir dieser wenigen Menschen Anstieg, Höhepunkt und Vollendung. Die Versetzung der blinden Trägerin des Namens „Hoffnung“ in den Mittelpunkt gemahnt uns an die durch Dorn und Rosen verschränkte abseitige Zauberwelt einer mittelalterlichen Sage voll süßer Schwere und still getragener Tränenlast.

Das Motiv der Lösung des Dreiflangs zwischen einem Mann und zwei Frauen oder zwei Männern und einer Frau hatte schon in der „Gerechtigkeit der Marianne Denier“ stimmführend mitgewirkt, in der „Nacht“ war es nun zur alleinigen Leitmelodie geworden, und zwar in doppelter Fugierung: wie um den Gatten von Spes Tschurner zwei Frauen, standen um die jüngere Schwester zwei Männer. In „Lotte Eglingers Wille und Weg“ (1919), einem Werk der Zuflucht zu ewigem Menschenjoch aus dem Elend an der durch Krieg, „Frieden“ und die Revolution zertrümmerten Welt, steht noch einmal eine Frau zwischen zwei Männern. Spes war zart, überempfindlich, ein in vornehmer Abgeschlossenheit behutsam zu wahrendes Instrument; Lotte Eglinger, auch aus altem Geschlecht erwachsen, ist stark, lebensvoll, weltoffen, durch die Heirat mit einem ungeliebten Kaufherrn in das flutende Leben einer großen Stadt gestellt. Aber symbolhaft steht eine halbverratene Jugendliebe gerade dann in ihr auf, als sie mit ihren Kindern in der Abgelegenheit eines hoch über einem Städtchen gebauten Hauses weilt. Sie will hinaus. Die Leidenschaft drückt sie aus den bisher eingehaltenen Grenzen, aber sie findet den Rückweg, nicht um des Mannes, sondern um der Kinder willen, von denen ihr das eine unter der jähen Erschütterung seines bisherigen Lebensbildes zerbricht. Über allem steht bis zuletzt die Gestalt der Urgroßmutter, wieder einer Verwandten der Säckelmeisterin aus „Keine Brücke“.

Die leidenschaftliche Aufbäumung der Kinder gegen das Neue im Leben der Mutter, gegen deren jäh betontes Eigenrecht erinnert



ebenso an das Thema von Jens Peter Jacobsens „Frau Jöns“ wie die Novelle „Im Hause des Witwers“ im „Sinkenden Tag“. Nur geht hier alles gedämpft zu Ende, es spricht nicht wiederaufbrechende heiße Leidenschaft, sondern hoffende Herbstwärme, die unter der zu spät als schuldhaft empfundenen Schucht der Kinder verlöschen muß. Auch in „Jonas Truttmann“ (1921) spielt die Verkettung der Frau zwischen zwei Männerherzen mit, doch liegt der Nachdruck diesmal auf der schlußgerechten, naturalistisch getreuen Herausmeißelung eines verkrüppelten Charakters; körperliche Verunstaltung, durch Lässigkeit der nächsten Verwandten hervorgerufen, drückt auf die Seele; sie wird vom Licht abgelenkt, in die gleißende Gier der Herrschsucht und des Geldhungers verzogen und für den echten Laut der Liebe taub. Dennoch wird Jonas Truttmann kein einseitiges Schreckbild, sondern der Faden, womit auch er an das Göttliche gebunden ist, bleibt uns in dem Gespinnst seines armen Schicksals irgendwie bewußt.

Die volle Tragik des so oft erfaßten Dreifangs offenbart Bahn in der „Frau Sixta“ (1925). Die Witwe, die hier, von später Liebe erfaßt, den viel jüngeren Mann geheiratet hat, erfährt Ähnliches wie die Frau des Liberi in dem Justina Rodenberg gewidmeten „Uralten Lied“; nur daß Liberi sein Herz gegenüber der Nichte fest in Klammern legt, während Sixtas Mann sich der jungen Stieftochter zu eigen gibt. Und nun zeigt wieder ein Vergleich Bahns persönliche und volkshafte Sonderart. Ernst Wichert hat in seiner litauischen Geschichte „Mutter und Tochter“ denselben Gegenstand behandelt, aber getreu dem Gesetz einer allen Urinstinkten näheren, im Dumpfen wohnenden Menschenart, vergiftet die Frau das Mädchen und meint so den Mann für sich behalten zu können. Frau Sixta aus dem hellen, in der reinen Höhe des Passes unter den Firnen liegenden Bergland überwindet sich und führt selbst die beiden Jungen zusammen, daß sie sich jenseits des Meeres ein gemeinsames Heim zimmern. Auch von ihr geht eine Linie zu Lukas Hochstraßer hinüber. —

Leben ist reicher,  
Tief und heiß  
Und märchengleicher,  
Als man es weiß,

lautet das Motto von Ernst Bahn 1923 erschienenen „Blancheflur“, vielleicht dem erstaun-

lichsten seiner Bücher. Man durfte meinen, er habe den ganzen Umkreis seiner Kunst ausgeschritten — jetzt eroberte er noch einmal Neuland; denn diese wiederum ganz in sich bezogene Liebes- und Lebensgeschichte des alternen Frauenfreundes und Frauenverführers und der ihm zuletzt begegnenden reinen, hingebenen Mädchennatur ist mit einer lyrischen Verzauberung erzählt wie das Troubadourmärchen längst vergangener Zeiten. Die den großen Schweizern sonst so leicht ablesbare Nähe romanischen Lebens tritt bei Bahn erst mit der „Blancheflur“ ins Bild und wird alljogleich als etwas Eigenes in den wundervollen Gang dieser Geschichte verschmolzen. Glühendes Begehren stillt und sättigt sich zu einem Leben und Tod überdauernden Einklang, späte Erkenntnis reinigt — nicht zu spät — schwelende Flamme, und mit allen Instrumenten gibt die Natur von Gebirg und Tal den sinn-erhöhenden Begleitakkord.

Ernst Bahn hat von den ersten Bergnovellen, von dem Roman jugendlicher Schreiblust über die großen Schweizerromane bis zur „Nacht“, zur „Frau Sixta“, zur „Blancheflur“ einen unwahrscheinlich weiten Weg durchgemessen. Wandert man zu Fuß oder hinter dem Schellengeläut der Postpferde über eine der Hochstraßen seiner Heimat, so reiht sich ein gewohntes Bild an das andere; dann aber eröffnen sich Blicke in ungeahnte Taltiefen, zu überraschend aufsteigenden Berggipfeln, auf stille Seeflächen. Solche Straße ist ein Gleichnis seiner Kunst.

Ein zweites aber und in manchem Betracht nicht minderes ist der große Schweizer Gasthof an solchem Wege, nicht die Luxuskarawanserei, die den Fremden als ein Stück gewinnbringender Ware ansieht, sondern der wie mit breiten Armen einladende Hof, dem der Römmling ein Gast, der Fremde ein von Bürgersinn empfangener Mitbürger ist. Sie alle, „die da kommen und gehen“, sind dem Wirte, dem Bürger Ernst Bahn ein Stück liebenswerten Menschentums. Kaltes Absprechen, vernüchternde Satire sind ihm im tiefsten Wesen fremd. Menschenliebe, bei offenbarem Unglück sieghaft zupackend, bei verschwiegenem Leid mit scheuer Hand und zartem Wort stützend, zeichnet das Bild des Mannes, des Dichters. Nicht zufällig spricht hier im Gewande ganz anderen Stils aus dem Gastwirt dieselbe Herzensoffenheit für menschliches Geschick, wie aus den Gast-

wirtsföhnen Carl und Gerhart Hauptmann. Die Brüderlichkeit, das leuchtende Zeichen der dreisprachigen Eidgenossenschaft, adelt die Dichtung des Mannes, der einst nahe dem Rütli dem Landrat des Kantons Uri vorsatz. Wir haben heute keinen zweiten Erzähler, in dessen Werk uns so warm und wohl wird, dessen sicherer Führung wir so vertraut folgen, wie Ernst Bach. Von seinem religiösen Glauben erfahren wir, trotz den vielen Pfarrergestalten seiner Werke, nichts — dennoch haben wir das sichere Bewußtsein, er herge wie Musik so Religion „in ihm selbst“. Die männlich freie Erschei-

nung, die bürgerlich gehaltene Menschenwürde, die nichts überstürzende, alles mit weiser Hand ins Rechte stellende Liebesfähigkeit und Erlebnisfreudigkeit einer unpathetisch deutschen Natur binden Neigung, Zutrauen, Freundschaft seiner Leser, seiner Volksgenossen im deutschen Sprachgebiet an den Dichter aus der Schweizer Mark. Der volle Nachdruck unserer erwartenden Dankbarkeit prägt unseren Glückwunsch zum sechzigsten Geburtstag. Die Liebe, die Bach uns abgemann, beschwingt unsere gewisse Hoffnung auf das Werk seiner künftigen Jahrzehnte.

### 's Mittagschöpfli.

's Mittagässe=n=isch beändigt  
Und der Vater wüsch sich's Muul,  
Seit si Serviette zämme,  
Streckt und rekt si, richtig fuul.  
„Guet isch gfi!“, seit er zur Muetter,  
Leert derbi de Räst im Glas —  
„So, seht wämmer no chli leue,  
's git nüt Schöner's doch, als das.“  
Und er goht is ander Zimmer,  
Sicht in Lähnstuehl mit eme Schnuuf,  
Grift zur neue Burgerzifig  
Und seht sini Brülle=n=uf.  
Sfrig soht er a vo läse,  
Doch 's goht nüd lang — eis, zweu, drü! —  
Fallt de Chopf em schwär uf d' Sitte,  
Und sis Blatt ruuscht em uf d' Chnü — —

D'Muetter lachet still und lislig,  
's Töchterli mach e=r=es no —  
Ihri Auge blinzled a sich:  
„'s hät en scho, nei lueg au do!“  
Müglifill isch all's im Zimmer,  
Nur 's Schwarzwälderührli fickt —  
's Töchterli list i der Mappe,  
D'Muetter fädlet i und fickt.  
Plögli, z'mitts i=n=all die Stilli  
— Zielbewußt und unverzagt —  
Chunnt es Schnarche=n=usum Lähnstuehl,  
Wie wänn eine Tannigs sagt —  
D'Fraue hörig uf mit Schaffe,  
Si verthebid d'Ohre sich  
Und di einli meint zur andre:  
„Aber nei — 's isch dänn au glich — —!“

Arthur Zimmermann.

### Das Händchen.

Von Edgar Chappuis.

Seit dem frühen Morgen war er bei Sturm und Schnee auf den Beinen gewesen, aber alles umsonst. Es schien Hans Rohr, als sei heute, an diesem kalten Wintertage, alles gegen ihn im Bunde vereinigt, um ihn daran zu hindern, auch nur das Allernötigste zum kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.

Traurig blickte er auf seinen abgenutzten Hausiererkasten, der ihm am zerriebenen Lederriemen über die linke Schulter hing. Einige Schuhnestel sahen heraus und schienen bei dem Lichte der spärlichen Vorstadtlaternen wie schwarze Schlanglein, die höhnisch um das zerlumpte Männlein züngelten.

Jetzt war es acht Uhr abends und aus allen Ecken flihten fast geräuschlos flinke Autos über das naßglänzende Straßenpflaster irgend einer der vielen Vergnügungsstätten zu, wo sich die Glücklichen dieser Erde, Abend für Abend, zu unterhalten pflegen. Hans sah durch spiegelnde Scheiben schöne pelzgeschmückte Damen, befrachtete Herren, sah Reichtum und Luxus an sich vorüberziehen, und dabei fror ihn jämmerlich in seinem zerklüfteten Anzug, der noch vom letzten Frühjahr stammte, wo ein wohlthätiger Herr ihn Hans geschenkt hatte. Der Magen knurrte, denn er war seit dem Morgen hungrig.

Wie kalt der Wind fauste, wie heißend die